

nen Wünschen übereinstimmte. Was der Mensch wünscht, das glaubt er ja auch gerne. Wolfgang theilte aber seine Liebe zwischen Zürich und Zug. Zug war seine Vaterstadt; dort wohnten die Seinen. Allein auch Zürich war ihm theuer; hier hatte er seit seinem zwölften Jahre mit geringer Unterbrechung gewohnt und war im Hause Edlibachs schier wie dessen Sohn aufgewachsen. An der berühmten Schule am Grossmünster hatte er seine Studien gemacht; als dann vor vier oder fünf Jahren auch an ihr die Reformation durchdrang, hatte er sie auf Geheiß seines Vaters verlassen, war aber im Hause des gewandten Säckelmeisters geblieben, der ihn in die Handelsgeschäfte einführte. So fesselte manches Band von Neigung und Freundschaft das warme Herz des Jünglings an Zürich. Was Wunder, daß da die Worte Edlibachs einen Sturm des Gefühls in seiner Brust wachriefen? Zürich und Zug umfing er mit gleicher Liebe, und nun standen sie sich feindlich gegenüber. Auf welche Seite wird er sich stellen? Auf der einen Seite fiel der Glaube der Väter zwar noch immer schwer in die Wagschale; aber doch nicht so entscheidend, wie wir es an seinem Vater gesehen; auf der andern Seite schnitt ihm der Gedanke tief in die Seele, daß ob des starren Festhaltens an diesem Glauben die Einheit und die Macht des Vaterlandes scheitern sollte.

Die Lehre Zwingli's ließ ihn kalt und stieß ihn zurück; aber auch der Bundesbruch der Kantone — denn dafür hielt er gleichfalls ihr Bündniß mit Ferdinand — empörte sein von Freiheitsinn und Vaterlandsliebe glühendes Herz.

Der Patricier beobachtete den Kampf, den seine Rede entseffelt hatte, mit scharfem Blicke. Nach einer langen Pause sagte er: „Nun, Wolfgang, was werde ich hören? Willigst auch du das Bündniß mit Ferdinand?“

„Nie — so lange ich lebe!“ rief der Angeordnete. „Ich will fort, ich will nach Zug, ich will meinem Vater Vorstellungen machen; er kann, er darf, er wird die Freiheit unseres Vaterlandes nicht opfern.“

„Wolfgang, du bist ein braver Junge! Ich

wußte es ja; ich kannte dein Schweizerherz. Doch beruhige dich: Zürich hat noch Männer, welche bereit sind, das Aeußerste von der Heimat abzuwehren, und ich zähle darauf, daß auch du dich dem Vaterlande nicht entziehen wirst. Verstehe mich wohl; du brauchst deshalb deine religiöse Ueberzeugung nicht zum Opfer zu bringen. Es handelt sich einfach darum, die Kantone zur Herausgabe ihres Bündnisses mit Ferdinand zu zwingen. Bist du bereit, hierzu mitzuwirken?“

„Unbedenklich!“ sagte Wolfgang rasch.

„Gut“, erwiderte Edlibach. „Ich werde dir im rechten Augenblicke sagen, wie du zur Rettung des Vaterlandes beitragen kannst. Jetzt komme mit hinab ins Wohnzimmer; du mußt doch Agnes ‚Lebewohl‘ sagen.“

Als Edlibach, Wolfgang an seiner Hand, die freundliche Stube betrat, saß die Tochter des Patriciers in einem Erkerfenster am Stidrahmen. Agnes zählte mit Recht zu den schönsten Mädchen Zürichs; ihr Vater wußte es und war stolz darauf.

„Agnes“, redete er die Tochter an; „Wolfgang will uns verlassen.“

„Ihr scherzt nur, lieber Vater“, sagte das Mädchen, erschrocken vom Sitze auffahrend.

„Nein, liebe Agnes“, erwiderte der Jüngling; „es ist leider so; ich muß dir und den Deinen auf unbestimmte Zeit ‚Behüt‘ Gott! sagen. Morgen reite ich nach Zug.“

Bei diesen Worten trafen sich die Blicke der jungen Leute, und Edlibach bemerkte, wie beiden das Blut in die Wangen schoß. Ein feines Lächeln spielte um den Mund des klugen Säckelmeisters; er ließ die beiden einen Augenblick ihre Verlegenheit fühlen, dann sagte er: „Ei, meine lieben Kinder, ihr thut ja so schüchtern, als ob ihr euch zum erstenmale sähet, und doch wohnt ihr nun schon so viele Jahre unter demselben Dache. Agnes, mache unserem Wolfgang den Abschied nicht schwer. Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir den Starrsinn der Kantone gebrochen haben; dann soll uns ein frohes Wiedersehen vereinigen. Jetzt plaudert noch eine gemüthliche Stunde, bis die alte Regula das Abendbrod bringt. Ich habe noch Amtsgeschäfte. Heute Abend